

Bernd W. Seiler

Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

Johann Heinrich Döll Verlag

Kapitel 1

Ein Buch – ein Film – ein Tabu

Es war ein nicht ganz durchschaubares Buch, das im Herbst 1951 bei Christian Wegner in Hamburg erschien, leicht zu mißdeuten schon in seinem Titel. *Sommer in Lesmona* hieß es, Untertitel *Mädchenbriefe*, doch Ferienbriefe aus einem italienischen Badeort vereinigte es nicht. Die Briefe stammten aus Bremen und aus der Zeit schon vor der Jahrhundertwende – *Lesmona* war der Name einer Villa bei Vegesack. Noch undurchschaubarer allerdings: die Verfasserin wollte unerkannt bleiben, ihr Name *Marga Berck* war ein Pseudonym. Wie ein Herausgeber in einem Nachwort mitteilte, hatte sie der Veröffentlichung der zwischen 1893 und 1896 an eine Freundin geschriebenen Briefe nur unter der Bedingung zugestimmt, daß alle in ihnen vorkommenden Namen geändert würden, und eben so lagen sie hier nun vor. Das Normale für eine Briefveröffentlichung war das zweifellos nicht, und man hätte auch an eine Erfindung denken können. Doch da jener Herausgeber Hans Harder Biermann-Ratjen war, in Hamburg Notar, Vorsitzender des Kunstvereins und Mitglied der Bürgerschaft, schien dies auch wiederum nicht angebracht und seiner Versicherung, die Briefe seien echt, wohl zu trauen. Im übrigen ging es in diesen – einhundert rund des Mädchens, fünf der Freundin – wirklich um engste Familienangelegenheiten, so daß an eine Namensänderung aus Diskretionsgründen schon zu glauben war.

Um so überraschender: das Buch machte Karriere. Drei Jahre später lag es bereits in der vierten Auflage vor und erschien gleichzeitig in einer Sonderausgabe der Deutschen Buchgemeinschaft. 1964 kam es als Rowohlt-Taschenbuch heraus, erreichte hier schnell das 30., langsamer das 50. Tausend, stand nach zwanzig Jahren aber schon beim 130. Tausend und war nun auch wieder als gebundenes Buch (in der Nymphenburger Verlagshandlung) zu haben. Und es wurde verfilmt. In Weiterverfolgung eines schon in den sechziger Jahren gefaßten Planes nahm Radio Bremen 1983 die Produktion einer Fernsehserie danach auf, deren sechs Teile im September 1987 erstmals ausgestrahlt wurden. Es war die letzte Arbeit des renommierten Regisseurs Peter Beauvais, der mit Abschluß der Dreharbeiten verstarb. Nachdem die Serie mehrere Regionalprogramme durchlaufen hatte, faßte man sie

zu einem zweistündigen Spielfilm für das ARD-Abendprogramm zusammen, der inzwischen ebenfalls schon wiederholt gesendet worden ist. Das Taschenbuch aber kletterte im Sommer 1992 auf das 195. Tausend, und es ist nicht anzunehmen, daß es damit schon das Ende seiner Verbreitung erreicht hat.

Woher dieser Erfolg? Anders als Briefsammlungen sonst entwerfen die Lesmona-Briefe nicht lediglich ein Lebensbild, sondern erzählen eine Geschichte, eine Liebesgeschichte, die sich so vollständig und spannend liest wie ein Roman. Es ist die Heiratsgeschichte der Briefschreiberin, einer Tochter wohlhabender bremischer Kaufleute, die mit ihren 18 Jahren keine andere als diese Heiratsaufgabe hat. Mehrere Bewerber, die sich ihr nähern oder ihr zugeführt werden, weist sie, wie die Briefe einsetzen, zunächst ab. Sie liebt sie nicht und kann sich auch sonst für sie nicht erwärmen. Da lernt sie bei einem Aufenthalt auf dem Landsitz ihres Onkels, der Villa Lesmona, ihren Halbvetter Percy aus London kennen und erfährt endlich, was Liebe ist. Charmant und selbstbewußt, wie er ist, Klavierspieler, Sänger, Sportler dazu, scheint er genau der Richtige zu sein. Doch er ist nur zwei Jahre älter als sie, fünf Jahre würde es dauern, bis er sie heimführen könnte. Kann sie, darf sie so lange warten? Hals über Kopf verlobt sie sich mit Dr. Retberg, einem zehn Jahre älteren Kunsthistoriker, der sich schon länger um sie bemüht. Ihre Eltern sind entsetzt: der Verlobte verdient kaum etwas und hat obendrein vier Jahre in Lungenheilstätten hinter sich. Doch solcher Widerstand macht sie nur entschlossener – sie will sich in ihre Wahl nicht hineinreden lassen. Doch auch Percy taucht wieder auf, ja schlimmer, sie wird zu Besuch zu ihren Verwandten nach London geschickt, wo sie ihm über Wochen hin immer wieder begegnen muß. Noch einmal wird sie sich ihrer ganzen Liebe zu ihm bewußt, doch auch jetzt wagt sie nicht, sich zu ihm zu bekennen und umzukehren. Der Verlobte hingegen läßt sie mehr und mehr fühlen, daß er sie nur aus Geldgründen an sich gezogen und sonst wenig für sie übrig hat. Während sie nach außen hin die glückliche Braut spielen muß, sieht sie voraus, daß ihre Ehe eine einzige Katastrophe werden wird, und mit dieser Aussicht auch enden die Briefe und endet das Buch. Denn die Vertraute und Empfängerin ihrer Bekenntnisse, ihre Freundin Bertha, stirbt wenige Tage vor ihrer Hochzeit im Kindbett.

Eine nicht weiter besondere Geschichte? Den Ereignissen nach vielleicht nicht. Und doch, wer sie einmal gelesen hat, dem geht sie lange

nicht aus dem Sinn. Das ganze Glück und Unglück einer ersten großen Liebe – man weiß nicht, hat man es je deutlicher erfahren als hier, auch in dem Sinne, daß man sich – als Mann jedenfalls – bewußt werden kann, wie gleich sich die Geschlechter darin sind? Ja, ist einem überhaupt je zuvor das Liebesschicksal eines anderen so nahe gegangen? Und wie deutlich einem dies alles vor Augen steht, die Personen, die Schauplätze, die Begebenheiten, wirklich, als werde man von fernher an eigene Erlebnisse erinnert. Und über allem liegt eine so unverwechselbare Stimmung aus Lebensfreude, gutem Willen, Sehnsucht und tiefer Verzweiflung, wie man sie nur aus der Jugend kennt. So möchte man das Geschehen am Ende am liebsten rückgängig machen und es noch einmal von vorn und besser ablaufen lassen. Ganz so gewöhnlich, wie es scheint, ist die Geschichte also doch offenbar nicht, oder wenn, so wird sie uns jedenfalls auf eine ungewöhnliche, unvergeßliche Art mitgeteilt.

Allerdings hätte sie dann doch wohl diese Aufmerksamkeit nicht auf sich gezogen, ginge nicht auch der Alltag dieses Mädchens umfangreich in sie ein. So aber handelt es sich auch um ein kulturgeschichtliches Zeugnis von Rang: den gescheiten und unbefangenen Blick eines jungen Menschen auf jene großbürgerliche Lebenswelt, die auf seine Weise auch Thomas Mann in den *Buddenbrooks* geschildert hat. Marga oder Magda, wie sie eigentlich hieß, gehörte einer jener wohlhabenden Kaufmannsfamilien an, von denen es in den Hansestädten damals nur je ein paar Dutzend gab und in denen der bürgerliche Lebensstil seine gleichsam entwickeltste Form erreichte. Einerseits bewahrte man hier noch die alten bürgerlichen Tugenden wie Häuslichkeit und Bescheidenheit, Strebsamkeit und Pflichtgefühl, andererseits gab es in ihnen aber auch schon allen Komfort, den eine fortschreitende Zivilisation – für Geld, versteht sich – zu bieten hatte. So konnte ein waches junges Mädchen in dieser Umgebung Erfahrungen sammeln, wie sie nicht vielen damals vergönnt waren. Selbst fest ihrem Herkommen verbunden und insoweit ihrer Bestimmung stets sicher, konnte sie doch auch jederzeit über diesen Lebenskreis hinaussehen und sich auch zu anderen Verhältnissen ein unbefangenes Urteil bilden.

Wenn man allein schon an die Reisen denkt, die sie zwischen ihrem achtzehnten und zwanzigsten Lebensjahr macht, und wie wenig sie sich davon beeindruckt läßt! Kaum von einem fünfwöchigen Ferienaufenthalt aus Mecklenburg in Bremen zurück, fährt sie weiter nach

Bad Wildungen und Bad Kreuth, wo ihre Eltern regelmäßig die Sommer verbringen und auch sie schon des öfteren war. Auf der Rückreise macht man in München Station, Hotel Vier Jahreszeiten, und im Januar 1894 schreibt sie aus Berlin, Hotel du Nord, Unter den Linden. Bald darauf ist sie für mehr als zwei Monate in Italien, hauptsächlich in Florenz und Rom, besucht Baden Baden und Wiesbaden und später, im Herbst, auch noch Norderney. 1895 dann verbringt sie zwei Monate in England, ist im Sommer in Bad Schwalbach und erneut in Bad Kreuth und kommt im Oktober noch nach Dresden, das sie ebenfalls schon von früher her kennt und wohin sie heiraten soll. Und von keiner dieser Reisen berichtet sie bloß baedekerhaft-touristisch, sondern hat stets Persönliches mitzuteilen, weil sie überall mit Menschen zusammenkommt, mit denen sie verwandt ist oder die sich ihrer Herkunft oder ihres Wesens wegen um sie bemühen.

Aber auch zu Hause in Bremen ist es stets interessant, ihren Wahrnehmungen zu folgen. Zwar ist es überwiegend nur die Sonnenseite dieser Großbürgerwelt, die sich ihr als jungem Mädchen darbietet, doch tut das der Vielfalt der Einsichten, die man als Leser gewinnt, keinen Abbruch. Wie das Verhältnis der Heranwachsenden zu den Eltern war und wie zu den Dienstboten, was man bei Empfängen der Oberschicht zu beachten hatte und was bei einem ‚Volksball‘, wie man zu Tisch ging, was man sich schenkte, wie sich unterhielt – über dies und manches weitere geben uns die Briefe vielfältig Auskunft. Besonders genau aber unterrichten sie uns über die Wege und Formen der Eheanbahnung, die Suche der Geschlechter nach dem richtigen und rechten Lebenspartner. Es dürfte nicht viele Zeugnisse geben, an denen man diesen dazumal noch halb öffentlichen, halb aber auch schon privaten Vorgang, also das Nebeneinander von beaufsichtigten und unbeaufsichtigten Annäherungsformen, so genau studieren kann wie hier. So bieten sie uns ein Zeit- und Kulturbild, wie wir es in dieser Intimität nicht oft finden, ja es ist gerade das in dieser Hinsicht ganz Unabsichtliche an ihnen, das uns die Vergangenheit hier besser erkennbar macht als manche gelehrte Beschreibung.

Dabei ist dieser sozusagen weltliche Anteil an den Briefen keineswegs nur für sich selbst von Bedeutung, er ist es auch für den im Mittelpunkt stehenden Liebeskonflikt. Zum einen haftet Liebesgeständnissen ja leicht etwas Peinliches an, wenn man sie als Dritter zu lesen bekommt, weil man nicht leicht zu glauben geneigt ist, daß der oder die Geliebte so viel Aufhebens um sich wirklich verdient. Hier

führt uns der Blick auf das Umfeld, der in Magdas Briefen nie fehlt, immer wieder zu den objektiven Momenten ihres Erlebnisses zurück. Gleichzeitig ist dieses Umfeld aber auch die Voraussetzung dafür, daß wir in die Gefühlswelt dieses Mädchens überhaupt so genau Einblick bekommen. Man mokiert sich zwar gern darüber, daß Liebesgeschichten von je her bevorzugt in solchen Komfortmilieus spielen, doch ist das Ausleben von Gefühlen ja wirklich davon abhängig, daß andere Sorgen ihnen gegenüber nicht ins Gewicht fallen. Bei Magda beginnt das schon damit, daß sie zum Niederschreiben ihrer Erlebnisse Zeit braucht, denn natürlich gäbe es diese Briefe nicht, wenn sie etwa wie ein Dienstmädchen von früh bis spät zu arbeiten gehabt hätte. Andererseits, sind wir ehrlich, stört uns das Komfortmilieu in solchen Geschichten aber auch eigentlich nicht. An Banalitäten wie Geld- oder Zeitmangel in Liebesdingen ohnehin nicht interessiert, nehmen wir vielmehr um so ungestörter an ihnen Anteil, je weniger bereits das Milieu uns an dergleichen erinnert, d.h. je weniger wir das Gefühl haben, daß die Liebenden über ihre Leidenschaft etwas versäumen.

Doch alles das sind nur Voraussetzungen, das Eigentliche und Wesentliche ist, wie die Briefe geschrieben sind. Allein schon, wie oft Magda in wörtlicher Rede schreibt und wie gut man sich diese Wortwechsel vorstellen kann! Gleich zu Anfang z.B. erzählt sie, wie ihr auf einer Bahnfahrt von Lübeck nach Hamburg – im Frauencoupé! – ein Heiratsantrag gemacht worden ist und wie ihr Vater, der es erfährt, nun in sie dringt, wie dies habe geschehen können. Er habe sie doch bis an den Zug begleiten und direkt vom Bahnsteig wieder abholen lassen! Er tobt, gerät außer sich, als er erfährt, daß der Verehrer einfach in den Zug mit eingestiegen und beim nächsten Halt zu ihr umgestiegen sei. „Jetzt antworte die Wahrheit“, schreit er sie an, „hat er gewagt, dich zu küssen?“ „Das hat er nicht getan“, erwidert sie, aber als er am nächsten Tag wieder in dieser Weise in sie dringt, wird es ihr zu bunt und sie schreit zurück: „Leider nein!“ Oder sie gibt, nachdem sie Percy kennengelernt hat, einen Wortwechsel mit Linsche wieder, ihrem Kindermädchen, der sie sich in allem anvertrauen kann und der sie beiläufig eröffnet hat, daß Percy ihr beim Rudern einmal sogar schon die Füße geküßt habe. „Gotteslästerung!“ ruft diese aus. „Wie denn? Auf die Schuhe oder auf die Strümpfe?“ Magda: „Im Boot ziehe ich immer meine Schuhe aus, da hat er die Füße in den Strümpfen geküßt, und einmal, als ich den Fuß verletzt hatte, hat er ihn verbunden und nachher geküßt.“ Linsche: „Mir geht die Luft aus, was küßt er dir denn

sonst noch?“ Sie: „Wie dumm, er kann doch nur ans Gesicht ran – überall sonst ist doch Zeug darüber.“

Hübsch auch die Szene, wie sie von Percy einen Rosenstrauß geschenkt bekommen hat und damit nun ihrem Onkel unter die Augen treten muß. „Mein Gott, Marga“, ruft dieser aus, „woher hast du denn diesen Rosenstrauß?“ Ein Freund ihrer Eltern, Oberstleutnant von W., habe ihn ihr geschenkt, lügt sie kühn. Der Onkel: „Das ist ja unglaublich, so ein alter Kerl, schickt einem 18jährigen Mädchen eine solche Liebesgabe.“ Percy als Zeuge kann sich gerade noch beherrschen, doch Max, der Freund, prustet los. Darauf der Onkel: „Ja, Max hat recht, man kann nur darüber lachen.“ Später will er wissen, ob sie ihren Eltern in Bad Wildungen schon von der Erkrankung ihrer Gouvernante berichtet hat, derzufolge sie bei ihm ohne Aufsicht ist. Das hat sie nicht, sie ist ja froh, mit Percy allein sein zu können. Dazu der Onkel: „Es ist mir aber doch etwas ungemütlich, wenn sie es nachher vielleicht von anderen erfahren, aber ich will dich doch gern hier behalten, und was sollte dir unter meiner Hut wohl passieren?“ Nun betet sie geradezu, daß Max nicht wiederum lachen möge, doch der lacht ganz furchtbar und rettet sich mühsam in die Erklärung: „Entschuldigt bitte, aber ich finde es nur so albern, daß Marga sonst immer so bewacht wird.“ Darauf der Onkel, der wiederum nichts merkt: „Ja, hier kann sie sich wenigstens frei bewegen.“

Doch nicht nur solche komischen, auch ihre bedrückenden Erlebnisse teilt sie in solchen Wortwechseln mit. Als sie wenige Wochen nach Percys Abreise dem hartnäckigen Rudi Retberg bei einem Gartenfest ihr Jawort gegeben hat und dies dem Vater anschließend eröffnet, zitiert sie diesen mit der Erwiderung: „Daraus kann nichts werden, er ist ja lungenkrank.“ Dazu sie: „Jetzt nicht mehr – er war es. Er wird diesen Winter in Dresden bleiben.“ Der Papa, ‚ganz erschüttert‘: „Da hat man nun eine einzige Tochter und kann sie nicht vor einem solchen Schicksal bewahren, es ist furchtbar.“ Und die Mutter später: „Mein *liebes* Miekchen, mit dieser schrecklichen Nachricht hättest du mich heute abend wohl noch verschonen können.“ Oder sie fragt in Bad Kreuth einen jungen Offizier, warum er ihren Verlobten immer so abweisend behandle. Es schmerze ihn, erwidert dieser, wie wenig der ihren Charme zu schätzen wisse. „Wenn Sie voller Grazie eine witzige Geschichte erzählen, hört er überhaupt nicht zu, und wenn er von seiner Kunstgeschichte redet, kriegen Sie einen ganz angegriffenen, gespannten Ausdruck. Erst seit er weg ist, sind Sie wieder normal –

Nun sagen Sie mal, können Sie denn nicht zurück?“ Sie könne nicht, erwidert sie, sie sei von dem Mann wie hypnotisiert, und außerdem würde ihr Vater, der sich nur mühsam in die Verbindung geschickt habe, ihr einen solchen Schritt nicht verzeihen. „Sehen Sie“, sagt da der andere zu ihr und spricht es dem Leser aus dem Herzen, „ich bin Ihnen ganz fremd, aber es jammert mich, Sie so in Ihr Unglück rennen zu sehen.“

Aber nicht nur die vielen wörtlichen Zitate, auch die immer konkreten Sachangaben tragen sehr zur Anschaulichkeit bei. Keine Blume, kein Baum, die hier nicht bei ihrem Namen genannt sind, kein Kleid, von dem man nicht etwas über Machart und Farbe erfährt. Und immer wieder werden Lieder zitiert, Geschenke beschrieben, Geschäfte erwähnt, und wenn sie mit Percy Walzer tanzt, ist es nicht irgendeiner, sondern er ist von Lanner oder es sind die *G'schichten aus dem Wienerwald*. Selbst für die Uhrzeit, wenn es einmal auf sie ankommt, erfahren wir nicht lediglich die Stunde, sondern es ist dann die Uhr der Ansgariikirche, die schlägt. Aber auch, daß man in England dazu angehalten wird, besser *I believe* oder *I think so* statt nur *yes* zu sagen und nicht den Superlativ zu gebrauchen, wenn man mit dem Positiv auskommen kann, schreibt sie auf, oder daß Percy 20 Pfund im Monat verdient und wieviel Rudi als Königlich-sächsischer Bibliothekar zu erwarten hat und was aus dem Vermögen des Vaters da noch hinzukommt. So entdeckt man immer wieder noch etwas Neues, wenn man das Buch wieder durchblättert, und kann wirklich staunen, mit wie sicherem Blick hier das Wesentliche erfaßt und wie umstandslos und natürlich es ausgedrückt ist.

Diese Natürlichkeit ist auch der Grund, daß uns das Schicksal Magdas so nahegeht. Man reagiert hier nicht anders als Percy, der über seine Liebe zu ihr sagt, daß er sich zuerst in das verliebt habe, *was* sie sagte, und dann darein, *wie* sie es sagte, und zuletzt in sie selbst und ihre ganze besondere Person. Nur nehmen wir als Leser wirklich nichts als ihre Sprache wahr, so daß das Wort Buffons, daß der Stil der Mensch sei, sich hier wieder ganz bewahrheitet. Zu Anfang erkennen wir in ihr tatsächlich den noch etwas unsicheren und ein bißchen übertriebenen Teenager, als der sie sich uns auch in den geschilderten Situationen zeigt. Immer wieder einmal nennt sie hier etwas *furchtbar* oder *entsetzlich*, spricht auch gelegentlich Jugendjargon und ist mit Ablehnung wie Zustimmung schnell bei der Hand. „Oft laufen mir die Worte so weg“, schreibt sie, als sie von ihrer ‚herzlosen‘ Bemerkung

über ihren Vetter Martin berichtet, daß er – ebenfalls ein Heiratskandidat – gewiß zwar ein Ehrenmann sei, doch „leider einen halben Kopf zu klein“. Doch alles, was sie schreibt, wirkt kernig und bestimmt und hinterläßt den Eindruck einer ebenso adretten wie anmutigen Festigkeit.

Als sie Percy kennenlernt, schreibt sie dann mehr und mehr ganz einfach und geradezu. Was sie nun süß, himmlisch oder bezaubernd findet, ist es für sie tatsächlich, sie spricht damit nur aus, was sich anders nicht benennen läßt. Sie scheut sich auch nicht, sich in ihren Empfindungen hier gleichsam bloßzustellen. Als sie sich im Ruderboot den Fuß verletzt hat, den Percy ihr dann verbindet und küßt, fügt sie in treuherziger Selbstvergessenheit hinzu: „und ich dankte Gott, daß ich so niedliche Füße habe“. Oder sie schreibt, sie sehe beim Rudern „in den Himmel oder in Percys Augen, was dasselbe ist“. Vielleicht will sie damit sogar nur noch einmal zum Ausdruck bringen, daß Percy blaue Augen hat, aber es zeugt diese sorglose Abbrüviatur doch zugleich von ihrer ganzen dankbaren Verliebtheit. Später erzählt sie fast nur noch, was sie über den Tag hin tut, und schreibt ein um das andere Mal auf, daß ihr alles nur immer noch schöner erscheine. Doch keine dieser Wiederholungen stört, weil im Glück wie im Unglück die einfachsten Worte eben immer noch die richtigsten sind. „Ich war so glücklich, als ich oben Linsche fand und ihr erzählen konnte, wie selig ich sei“, schreibt sie beinahe unbeholfen, nimmt einem aber mit Linsches Antwort die Erklärung dafür gleichsam aus dem Mund: „Das sieht man schon so, das brauchst du mir gar nicht zu erzählen.“

Mehr noch aber sind es wohl die Töne der Trauer und der Ratlosigkeit, die den Leser berühren. Wie sie von ihrer übereilten Verlobung mit Rudi berichtet und ihrem Schmerz bei dem Gedanken an Percy und wie sie den Traum erzählt, den sie geträumt habe: daß sie sich auf einer endlos langen Chaussee mit dem Wegweiser ‚Percy‘ von ihrer Mutter losgerissen habe und blindlings auf einen Weg in einen Abgrund zugerannt sei. Wie sie beim Wiedersehen in London zu Percy sagt, daß sie „am liebsten tot“ wäre, oder wie sie später bei ihrem Verlobungsfest ‚ganz wirklich‘ denkt, ob es nicht das Beste für sie sei, in die Lesum zu gehen. Oder wie sie abends vor dem Haus von Rudis Vater darauf wartet, daß dort ein Licht angehe, weil ihr das ein Zeichen sein soll, aber das Haus eisig und steinern und dunkel bleibt. Und schließlich, wie sie Bertha freudlos von den Hochzeitsvorberei-

tungen berichtet, „weil Du es willst“, und ihr verspricht, an diesem Tag nicht weinen zu wollen. Da weiß sie freilich schon und weiß auch der Leser, daß Bertha nach der Geburt ihres Kindes im Sterben liegt und daß die Predigt von Pastor Portig über den Bibelvers „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein“ vielleicht ein Totengebet ist. Um so erschreckender aber, daß sie sich mit ihrer Heirat auf einem ähnlich schweren Gang sieht: „Siehst du, mein Engel, das sprach er für dich und für mich, die wir beide jetzt in Not sind.“

Dabei ist der Freimut, mit dem sie dies alles mitteilt, um so bemerkenswerter, als wir es hier mit einem Menschen aus dem vorigen Jahrhundert zu tun haben, und noch dazu mit einem aus jener Schicht, deren Angehörige uns meist als ganz von der Etikette bestimmte, blasse Gesellschaftswesen vorgestellt werden. Und es scheint auch so, als habe man sie hier für etwas Besonderes gehalten. Der junge Graf z.B., der noch im ersten Jahr in Bad Kreuth mit allerlei kapriziösen Gesten um sie wirbt, ist zwar etwas perplex, als sie ihn bei der gemeinsamen Fütterung eines Esels rundheraus fragt, warum er ihr mit dem Ohr dieses Esels ‚immerzu das Gesicht abwische‘, findet sie aber doch weit liebenswürdiger als die feine und elegante Melanié, die ihn sicherlich nie mit solchen Direktheiten in Verlegenheit bringen würde. Noch entwaffnender ihre Offenheit gegenüber Percy, als dieser sie das erste Mal unversehens in den Arm genommen und geküßt hat und sich wegen ihrer Verwirrung dann erkundigt, ob sie ihm böse sei. „Ich finde wirklich, daß du mich vorher hättest fragen können“, antwortet sie ihm da, ebenso sich bewahrend wie sich preisgebend, und man sieht ihm förmlich an, wie ihm das dann doch noch nicht vorgekommen ist. Oder sie erzählt von dem Besuch auf dem Volksball in Vege-sack, wo niemand aus ihrer Schicht mit der Kapitänstochter sprechen will, die Max eingeladen hat, sie aber nicht einsieht, warum man „einem so netten Mädchen, von der man doch gar nichts Böses wußte, nicht Guten Tag sagen durfte“. „Du bist eben Daisy, und nur du kannst es tun“, sagt da Percy zu ihr und richtet es mit dem Tanzen so ein, daß sie entgegen der Standesvorschrift doch mit ihr ins Gespräch kommt. Und so wie sie anderen offen und natürlich begegnet, begegnet man auch ihr selbst. Immer wieder wird ihr bedeutet, sie möge so bleiben, wie sie ist, und immer wieder nehmen Menschen in gar nicht so enger Verbindung zu ihr an ihrem Lebensglück warmen Anteil.

Dabei ist sie von standestypischen Überheblichkeiten keineswegs frei. Dem Diener Fritz, der sich beim Abgeben eines Briefes von Percy

ein ‚dummes Grinsen‘ ihr gegenüber gestattet, hätte sie, wie sie in Herrenmanier schreibt, dafür „gern mit der Peitsche durchs Gesicht geschlagen“. Eine Redensart nur, gewiß, aber eine, die zeigt, daß sie sich von so jemand wie einem Diener dann doch nicht durchschaut fühlen wollte. Dasselbe gilt für einen Arzt, der sich auf Geheiß der besorgten Eltern in Bad Schwalbach um sie kümmert. Nach ‚seelischen Aufregungen‘ von ihm gefragt, verneint sie schroff und meint, sie werde doch „so einem fremden Affen keine Confidenzen machen“. Den Hausarzt behandelt sie bei anderer Gelegenheit nicht weniger abweisend, wobei man sich über die Rolle des Arztes in diesen wohlhabenden Häusern aber auch keinen Illusionen hingeben sollte. Jahrzehnte später, in einem Bericht über das Leben ihrer Großeltern, wird sie schildern, wie sich dieser Hausarzt dort allmorgendlich nach gehabtem Stuhlgang erkundigen mußte – wo sollte da der Respekt schon herkommen. Doch es gibt diesen Hochmut durchaus nicht nur gegen Geringergestellte, es gibt ihn auch gegenüber Ihresgleichen. Nirgendwo dokumentiert sich das eindrucksvoller als in ihrem Bericht über einen Empfang bei ihrem Schwiegervater, dem Bremer Bürgermeister, bei dem sie sich die versammelten Herrschaften plötzlich allesamt entkleidet vorstellt. „Wie kann man überhaupt so hochnasig sein, wenn man so häßlich ist“, schreibt sie dazu, und man erkennt, daß es doch mehr der selbstgewisse, natürliche Hochmut der Jugend ist, der ihr Verhältnis zu ihren Mitmenschen bestimmt, und nicht Standesdünkel.

Wie einheitlich und in sich stimmig das Bild ist, das auf diese Weise entsteht, zeigt sich daran, daß Magda in der Vorstellung des Lesers nicht altert, sondern einem wie eine literarische Gestalt als immer dieselbe vor Augen steht. In schon beinahe komischer Weise kommt dies auch in einem Brief Thomas Manns zum Ausdruck, den dieser nach Erscheinen von *Sommer in Lesmona* an sie schrieb. Er hatte damals noch in Kalifornien ihr Buch erhalten und war so entzückt, daß er sich umgehend über den Herausgeber nach ihr erkundigte. Biermann-Ratjen gab seinen Brief an sie weiter, und so meldete sie sich selbst bei ihm und beantwortete ihm seine Fragen. Dabei erwähnte sie auch, daß ihr Mann ihr einmal, als sie krank war, den ganzen *Zauberberg* vorgelesen habe und er überhaupt einer seiner größten Bewunderer gewesen sei. „Seltsam zu denken“, schrieb er da zurück, daß der ‚hochgebildete Rudi‘ ihr, der ‚kleinen Matje‘, einmal diesen seinen Roman vorgelesen habe, „seltsame Berührung der Sphären“. Daß die ‚kleine Matje‘

zur Erscheinungszeit seines *Zauberbergs* schon an die fünfzig war und mithin jede Vorstellung eines erzählerischen Fernverkehrs mit ihrer Jugendgestalt fehl am Platz, kam ihm nicht in den Sinn. Aber es ist doch auch wieder eine nachvollziehbare Selbsttäuschung, der er damit erliegt. Diese Jugendgestalt tritt uns in ihren Briefen in so zeitloser Gültigkeit entgegen, daß einem noch heute und immer wieder so sein kann, als geschehe alles Glück und Unglück ihr *jetzt*.

Festigkeit und Abgeschlossenheit sind aber doch nur die eine Seite des Eindrucks, den man empfängt, die andere die Frage, was aus ihr und allen anderen, von denen wir erfahren, späterhin geworden ist. Denn es soll dies eben kein Roman, keine Dichtung sein, die mit dem ersten Satz beginnt und mit dem letzten endet, sondern es sind oder waren einmal Briefe, so daß, wo immer diese abrechnen oder etwas im Dunkeln lassen, das Leben sie fortgesetzt und sie auf seine Weise beendet hat. Was könnte näher liegen, als auch darüber etwas wissen zu wollen? Doch eben hier will das Buch uns Einhalt gebieten. Eindringlich werden wir in seinem Nachwort gemahnt, nach der Wirklichkeit hinter diesen Briefen nicht zu fragen, sondern alles an ihnen in jener Halbdeutlichkeit zu belassen, in denen es in ihnen selbst sich uns darstellt. Wo die Geschichte ende, werden wir belehrt, ende sie mit überzeugender Notwendigkeit.

Doch trifft dies auch zu? Oder beweist nicht allein schon diese Mahnung, daß hier eine künstliche Grenze gezogen wird? Thomas Mann nannte seine Neugier, als er sich nach der Verfasserin erkundigte, „eine von der besseren Art“ und rechtfertigte sie mit „wirklicher menschlicher Anteilnahme“. Die allerdings wird wohl jeder für sich in Anspruch nehmen, und es ist ja auch so, daß, wer hier keinen Anteil nimmt, weitere Auskünfte nicht verlangen wird. Falls solche Anteilnahme aber nicht erwünscht gewesen sein sollte – warum hat die Verfasserin die Briefe dann veröffentlicht? Im persönlichen Umgang jedenfalls hätte man allen Grund, empört zu sein, wenn jemand einem so sein Herz ausschüttete und dann für Rückfragen nur die Bemerkung übrig hätte, alles Weitere ginge einen nichts an. Schon zum Erstdruck merkte die *FRANKFURTER ALLGEMEINE* deshalb richtig an, hier werde etwas Unmögliches verlangt. Briefe verwiesen auf das Leben, und wenn es nicht erwünscht sei, sie ins Leben zu verlängern, dürften sie nicht erscheinen oder es sei für sie noch zu früh.

Und natürlich funktionierte diese Mahnung auch nicht. In Bremen wußte man praktisch sofort, wer gemeint war (schon der Name Les-

mona konnte hier als Hinweis genügen), und so drang dieses Wissen bald auch anderswohin durch. Schon 1954 stand in den Buchhandelskatalogen hinter *Marga Berck* ein „d.i. Magda Pauli“, und wer immer wollte, konnte erfahren, daß dies die Frau des 1938 verstorbenen Direktors erst der Bremer, dann der Hamburger Kunsthalle war und mithin der unsympathische Rudi Retberg niemand anderes als dieser – Gustav Pauli – selbst. Die Rowohlt-Ausgabe brachte diese Angaben dann sogar schon im Umschlag, und auch, daß hinter *Berck* der Name Melchers stand, blieb nicht verborgen. Gleichwohl bewirkte die Mahnung des Herausgebers doch, daß solche Auskünfte undeutlich blieben, wie hinter vorgehaltener Hand mitgeteilt, und daß niemand systematisch den Spuren dieser Briefe nachging. Im übrigen ersparte man sich auf diese Weise – jedenfalls in Bremen – aber auch einen Loyalitätskonflikt. Denn so sehr man die Briefe liebte und so gern man sie als Zeugnis von Magdas Jugendgeschichte beim Wort genommen hätte – man schätzte auch Gustav Pauli, der der Bremer Kunsthalle erst einen Namen gemacht hatte, und wollte auch sein Andenken sich nicht trüben lassen. Beides zusammen konnte man nicht haben, und so wich man auch aus diesem Grund allzu weitgehenden Verdeutlichungen lieber aus.

Als Folge davon geriet nun allerdings das Buch selbst ins Zwielflicht, insofern mehr und mehr zweifelhaft wurde, ob es sich um Dokumente überhaupt handelte. Von der großen Bibliographie der Briefsammlungen des 19. Jahrhunderts von Schlawe 1969 noch als authentisch registriert, wurden die *Lesmona*-Briefe in der Öffentlichkeit zunehmend als *Briefroman* bezeichnet, und zwar ohne daß man irgendwo lesen konnte, wo die Grenzen ihrer Wahrheitsgemäßheit zu vermuten waren. Glaubte man, daß Magda ihre Situation damals nicht ganz übersehen oder sie der Freundin gegenüber künstlich dramatisiert hatte? Oder hielt man die Briefe schon als solche für unecht, nahm also an, daß sie erst nachträglich verfaßt oder ausgestaltet worden waren? Oder war mit *Roman* nur allein ihre romanähnliche Lesbarkeit gemeint? Wie immer, die bloße Versicherung ihrer Echtheit reichte für die Befestigung ihres Ansehens in diesem Sinne nicht aus, die anhaltende Unbelegtheit kehrte sich gegen sie selbst. Vollends stellte dann der nach ihnen gedrehte Film ihren Dokumentarcharakter infrage, wick er doch in einer Weise von ihnen ab (wir kommen darauf zurück), wie es verbürgten Lebenszeugnissen gegenüber kaum gewagt worden wäre. Allenfalls die Tatsache, daß die Heldin hier weder Berck

noch Melchers, sondern Lürmann hieß, mochte als Signal für eine vorsätzlich nicht-biographische Umsetzung zu verstehen sein. Andererseits bezog der Film auch Sachverhalte ein, die den Briefen nicht zu entnehmen waren, etwa die zukünftige Berufung Retberg-Paulis an die Bremer Kunsthalle, so daß man auch auf eine historisch besonders bemühte Verfilmung schließen konnte. Kurz: wer Film und Briefe miteinander verglich, wußte erst recht nicht mehr, woran er mit jenen war, und natürlich würde oder könnte diese Unsicherheit in Zukunft nur zunehmen.

Wenn es die Verfasserin nun aber nicht anders gewollt, sich eine Verdeutlichung ausdrücklich verboten hat? Solange sie lebte, war es eine Sache des Taktes, ihr darin nicht zuwider zu handeln, seitdem sie tot ist, gilt das jedoch nicht mehr. Es mag hart klingen: aber ob man nach seinem Ableben zu irgendeiner Zeit eine Person des öffentlichen Interesses wird, bestimmt man nicht selbst. Nicht wenige Menschen unternehmen lebenslang alle erdenklichen Anstrengungen, es wenigstens zu einer Fußnote in den Geschichtsbüchern zu bringen, und doch kräht nach ihrem Tod um sie kein Hahn mehr. Andere hingegen, die vergessen sein wollten, wurden und werden Personen größter öffentlicher Anteilnahme, wie ein gewisser Franz Kafka z.B., der, hätte man seiner Bitte entsprochen und seinen Nachlaß verbrannt, längst vergessen wäre. Selbst wer sich sein Leben lang still und unauffällig verhalten und überhaupt nichts von Wert hinterlassen hat, kann nicht ausschließen, daß er irgendwann ‚in Frage kommt‘. Nicht ein Goethe oder Textor, der zufällig der Vorfahre eines Genies wurde, und auch nicht jener Wanderer aus der Bronzezeit, der – bloß in den Alpen verunglückt und im Gletschereis eingefroren – fünftausend Jahre später einem Weltpublikum als Sensation feilgeboten wird.

Was Magda Pauli angeht, so hat sie freilich schon zu ihren Lebzeiten nach Diskretion weniger um ihrer selbst willen als um anderer willen verlangt und sie schon damals für immer weniger erforderlich gehalten. Inzwischen sind seit ihrem Tod nochmals zwanzig Jahre vergangen. Niemand mehr von den Briefpersonen ist noch am Leben, selbst deren Kinder alle verstorben, so daß nun wohl wirklich der Schleier, der über diesen Briefen liegt, gehoben werden kann. Ob dies auch notwendig ist, muß jeder für sich selbst beurteilen. Historisches Wissen ist immer nur ein Angebot, man muß es nicht zur Kenntnis nehmen. Wer sich jedoch erinnert, wie ratlos-traurig ihn die Lektüre dieser Briefe einmal gemacht hat, seines Gefühls, nie *wirklich* verstan-

den zu haben, was dieses Mädchen zu ihrer Heiratsentscheidung bewogen hat, der wird finden, daß dieses Werk auch etwas Unerlöstes hat. Etwas Unerlöstes darin, daß sie so wissend in ihr Unglück gerannt ist oder gerannt sein will, wie es hier den Anschein hat, und etwas Unerlöstes auch darin, daß sie diesen ihren Irrtum am Ende ihres Lebens so noch öffentlich gemacht hat.

Und was ist mit all den anderen Fragen, die man hat? Was ist aus Percy geworden, was aus Berthas Sohn, was aus ihr selbst und ihrem ganzen Verwandten- und Bekanntenkreis? Will man die Antworten darauf nicht für immer verloren geben, wird es Zeit, sich um sie zu kümmern. Denn was nicht festgehalten wird, wird vergessen, und alles dies einfach dem Vergessen zu überlassen – das sollte bei einem so ungewöhnlichen kulturgeschichtlichen Zeugnis doch nicht sein. Erlösen wir also die Briefe aus dem Schweigen, von dem sie bislang noch umgeben sind, binden wir sie in das Leben, aus dem sie kommen, zurück, und sehen wir zu, wie Magdas *Sommer in Lesmona* zu Ende ging.



(1) Magda mit 16 Jahren



(2) Magda mit 18 Jahren (1894)



(3) Percy mit 20 Jahren (1895)

Das Originalbild - das einzige Foto von Percy, das Magda besaß - war für die Wiedergabe hier nicht mehr verfügbar.



(4) Percy im Juli 1896